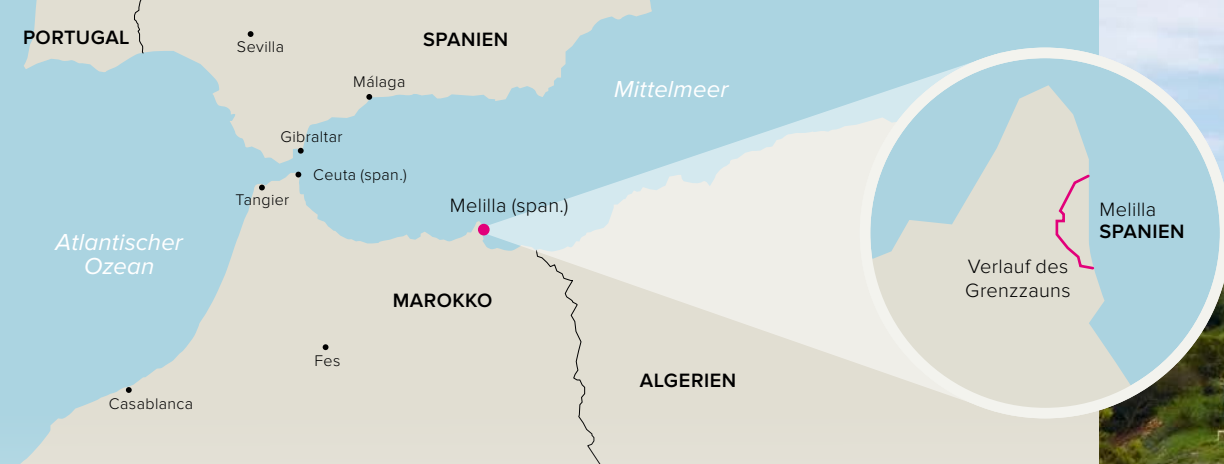


Die Schlepper von Melilla

In der spanischen Exklave im Norden
Marokkos blüht der illegale Handel. Für ein
bisschen Leben tragen auch alte Frauen
80 Kilo schwere Bündel von Europa nach Afrika

TEXT Diana Laarz FOTOS Sascha Montag/Zeitenpiegel



Wie die Tiere“, sagt der Polizist und zückt seinen Knüttel. „Wie die Tiere“, sagt der Lastenträger und stürzt sich zurück ins Getümmel, wo die Menschen schubsen, stoßen, vorwärts drängen. Wie die Tiere, denkt man bald selbst. Und: Warum stellen die sich nicht vernünftig an?

Können sie nicht. Wollen sie nicht. Ist vielleicht auch nicht der richtige Ort für die Sehnsucht nach ein bisschen Ordnung. Das hier ist Melilla, genannt „Melilla, die Alte“, spanischer Außenposten der „Festung Europa“ auf marokkanischem Boden.

Nichts soll hineingelangen in diese Festung. Einiges darf aber hinaus. Altkleider zum Beispiel, Turnschuhe, Reifen, Decken. Und damit der Handel möglichst wenig kostet, heuern die Händler Menschen an, die – bepackt wie Lastenesel – Waren in großen Bündeln über die Grenze schleppen. So lassen sich die teuren Einfuhrzölle umgehen. Alltag an der europäisch-afrikanischen Grenze.

Wir treffen dort Habiba Uardani, 73 Jahre alt, ein Gesicht mit Falten wie mit einem Meißel hineingetrieben. Auf ihrem Rücken trägt sie, eingeschlagen in ein Tuch, einige Woldecken, die Enden des Tuches hat sie vor ihrer Brust zusammengeknötet. Das Paket ist viel breiter als ihr Rücken. Mit ihrem ausgezehnten Körper stemmt sich Habiba Uardani gegen den Druck der Menschenmasse, die sie zu überrollen droht.

Eine Frage, zugerufen durch den Tumult: „Habiba, ist diese Arbeit nicht zu schwer für eine alte Frau?“ Habiba Uardani führt ihre Hand zum Mund, als würde sie Erdnüsse knabbern. Soll heißen: Sie muss doch Geld zum Essen verdienen. Dann verschluckt die Menschenmenge die Frau und ihr Bündel.

Melilla ist seit 1497 in spanischem Besitz. 13 Quadratkilometer Europa in Marokko. 85 000 Menschen leben hier – etwa so viele wie in Tübingen.

Die Stadt war eine der beliebtesten Baustellen der spanischen Gründerzeit-Architekten. Hier erhoben sich 1936 Soldaten unter General Francisco Franco gegen die Zweite Spanische Republik und lösten damit den Spanischen Bürgerkrieg aus. Ein geschichtsträchtiger Ort.

Heute ist Melilla eine Stadt, in der Europa und Afrika aufeinanderprallen. Mit all der Schizophrenie, die dazugehört. Berühmt wurde ein Foto, auf dem Bewohner von Melilla zu sehen sind, die in aller Seelenruhe auf dem städtischen Golfplatz putten, während im Hintergrund eine Gruppe Flüchtlinge versucht, den Grenzzaun zu erklimmen.

„Zaun“ ist eigentlich eine Verniedlichung für das elf Kilometer lange Bollwerk, das Melilla umschließt. Drei Zäune sind es, hintereinander, bis zu sechs Meter hoch, stacheldrahtbewehrt und mit Maschen so klein, dass kein Finger hineingreifen kann. Europas Abwehr gegen unbetene Flüchtlinge aus Afrika und dem Nahen Osten.

Für das, was trotzdem über die Grenze soll, gibt es rund um Melilla vier Löcher im Zaun – vier Grenzübergänge. Über einen gehen die marokkanischen Kinder, die spanische Schulen besuchen. Über den nächsten läuft der Warenhandel mit Lkw. Den dritten benutzen vor allem marokkanische Arbeitskräfte, die in spanischen Restaurants und Haushalten ihr Geld verdienen. Der vierte mit Namen Barrio Chino ist auch für den Handel da. Für die Marokkaner ist das illegal, wird jedoch von spanischer Seite geduldet. Offiziell spricht man dort von „atypischem Handel“.

Zehn Uhr vormittags am Grenzübergang Barrio Chino: Vor einer Stunde haben ein paar Männer die faustgroßen Schlösser am Grenzzaun gelöst, noch zwei weitere Stunden wird der Übergang offen sein. Auf spanischer Seite sind zunächst die Menschen zu hören, die sich vor dem Übergang drängen. Kreischen, Pfeifen, dann anschwel-



Bollwerk gegen die Armut:
Mit einem zehn Kilometer
langen Grenzzaun
schirmt sich die spanische
Exklave Melilla vom
Nachbarland Marokko ab.
Ein paar Stunden am Tag
steht die Grenze für den
Handel offen

lendes Surren und das dumpfe Klatschen von Gürteln und Knüppeln auf Plastiksäcke. Dann sind sie zu sehen: Hunderte Marokkaner drücken sich der Drehtür am Grenzübergang entgegen. Jeder von ihnen hat ein Bündel dabei, manch eines wiegt 80 Kilogramm.

Die Träger balancieren die Packen auf ihren Rücken, sie werden ganz krumm unter dem Gewicht. Sie wuchten die Pakete über die Schultern und Köpfe ihrer Vorderleute und steigen hinterher. Einige haben ein dünnes Skateboard dabei und schieben den Packen darauf wie einen störrischen Esel an. Eine Frau sinkt mit einem Asthmaanfall zu Boden, einem jungen Mann fließt das Blut von einer Platzwunde am Kopf den Hals hinab, ein anderer führt seinen blinden Freund an der Hand.

Die Menschen drängen sich durch einen immer schmaler werdenden Gang. Gebändigt nur durch etwas, das einmal ein Zaun war. Die Löcher sind gestopft mit Paletten, Planen und Brettern. Von oben hängen die Fetzen eines zerstörten Sonnenschutzes herab.

Ein paar Männer der spanischen Guardia Civil, der Militärpolizei, spannen ein Absperrband. Sie haben kaum die Enden verknötet, da steigen die ersten Menschen schon darüber hinweg.

Die Träger, die es endlich über den Grenzübergang geschafft haben, laden ihr Bündel ab und laufen zurück auf die spanische Seite. Ein neues Bündel auf den Rücken hieven, krumm machen, und zurück ins Getümmel. Wer viel Ware über die Grenze schafft, verdient mehr Geld.

Auch Habiba Uardani, die alte Frau mit den Woldecken, taucht wieder auf. Mit erstaunlich schnellen, geschäftigen Schritten, für einige Minuten befreit von der Last. Ihr Körper aber bleibt immer leicht gebeugt. Das Los einer langjährigen Lastenträgerin.

Sie läuft zu dem Händler, der ihr neue Decken aufbürdet, etwa 500 Meter vom

Grenzübergang entfernt. Der Weg dorthin geht leicht bergan. Langsam, als würde sie jeden ihrer Schritte zählen, kehrt Habiba Uardani zurück. Zeitungen schreiben über Frauen wie Habiba, sie nennen sie „Esel-Ladys“.

Der lukrative Handel über Barrio Chino ist zu einem der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren für die spanische Exklave geworden

Es sind Einwohner der marokkanischen Grenzstadt Nador, die am Übergang Barrio Chino schuften. Dank eines Abkommens zwischen Spanien und Marokko brauchen sie kein Visum, um die Grenze zwischen Afrika und Europa zu überqueren. Besser noch: Alles, was die Menschen zu Fuß über diese Grenze schleppen können, gilt als Handgepäck. Das Gepäck bleibt daher unverzollt und unbesteuert.

Waren im Wert von 300 Millionen Euro erreichen jedes Jahr den Hafen von Melilla. Containerschiffe aus Europa, Kanada, Indien und China legen an, beladen mit gebrauchter Kleidung, Haushaltswaren, Decken, Schuhen. 60 Prozent der Waren sind für Marokko und das übrige Afrika bestimmt. Der lukrative Handel über Barrio Chino ist zu einem der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren für die kleine spanische Exklave geworden. Schließlich ist es viel billiger, die Produkte auf den Rücken von Menschen über die Grenze zu schicken als verzollt und versteuert im Lastwagen.

Habiba Uardani wohnt an einem Berghang, der vor einigen Jahren von der Stadt Nador einverleibt wurde. Der Stadtteil heißt Hay Ascari, von hier aus ist der Blick frei



auf das Mittelmeer. Bunt verputzte Häuser, die so aussehen, als würden sie bald den Hang hinunterpurzeln. Gelb, rot, orange. Das Haus von Habiba Uardani ist lilafarben. Vor ihrer Tür wachsen Pflanzen in Plastikkübeln.

Sie trägt wie immer ein helles Kopftuch, auf ihrer Stirn und auf dem Kinn sind fingernagelgroße Kreuze tätowiert, die Handinnenflächen und Fußsohlen sind hennarot. Habiba Uardani ist gerade von ihrer Arbeit am Grenzübergang nach Hause gekommen. Sie hat an diesem Tag gut verdient, sie ist glücklich, sie ist erschöpft. Und sie versteht nicht, warum sich ausländische Journalisten für ihre Arbeit interessieren. „Es wird sich sowieso nie etwas ändern.“

Seit ihr Mann vor 15 Jahren starb, fährt Habiba Uardani jede Woche von Montag bis Donnerstag mit dem Sammeltaxi zum Grenzübergang Barrio Chino. Sie verlässt ihr Haus um fünf Uhr in der Früh. Denn wer zu spät kommt, landet in der Schlange ganz weit hinten.

Uardani trägt nur Woldecken, die chinesische Schiffe nach Melilla bringen, alles andere wäre zu schwer. Pro Packen, den sie über die Grenze schleppt, bekommt sie von einem marokkanischen Händler drei bis fünf Euro, je nachdem, wie groß in Afrika gerade die Nachfrage nach chinesischen Woldecken ist. Manchmal schafft sie es wegen des Gedränges nur ein Mal über die Grenze, heute war sie drei Mal drüben. An Nachmittagen wie diesem kann Habiba Uardani endlich mal wieder einkaufen gehen. Lebensmittel für die kommenden Tage.

Von dem Lohn Habiba Uardanis lebt nicht nur sie allein. Sie gibt ihrer Tochter etwas ab, die mit ihr im Haus wohnt. Und sie unterstützt einen ihrer Söhne, der in Melilla lebt, aber nur selten arbeitet. „Er ist zu sehr in den Alkohol verliebt“, sagt sie.

Uardani steht auf und geht in ihre Küche, einen Verschlag neben der Eingangs-

tür. Ein blau gemaltes Muster an der Wand, kaltes Wasser spritzt aus dem Wasserhahn. Uardani wäscht einen Blechtopf ab. Was wird aus ihr und ihrer Familie, wenn sie die Wolldecken irgendwann nicht mehr tragen kann? Sie zuckt mit den Schultern. Sie weiß es nicht.

Am Grenzübergang steht Habiba Uardani meist mit einer Gruppe anderer Frauen am Straßenrand, manchmal stundenlang, ihr Bündel stets geschultert, und wartet darauf, dass ein Polizist Erbarmen hat und sie zum Kopf der Warteschlange vorlässt. Dann muss sie nur noch ein wenig drängeln, ein paar Stöße abwehren.

Früher war die Arbeit in Barrio Chino leichter. Früher waren in Nador nicht so viele Menschen arbeitslos und verzweifelt. Früher waren die Frauen am Grenzübergang meistens unter sich. Seitdem die Wirtschaft aber kriselt, kommen auch junge Männer nach Barrio Chino, die drängeln, stoßen und schlagen. An einem Ort, an dem das Recht des Stärkeren gilt, sind Frauen wie Habiba Uardani nun erst recht die Verlierer. Sie sagt: „Ich wünschte, die Männer würden wieder verschwinden.“

Trägerinnen wie Habiba Uardani beschweren sich nicht nur über das Chaos, die menschenunwürdigen Bedingungen. Sie sagen auch, dass sie auf diesen Handel, diese Arbeit angewiesen sind.

„Seit 15 Jahren ist die Grenze unser größtes Problem.“ Diesen Satz sagt Enrique Alcoba Ruiz, Präsident der Handelskammer von Melilla, ein Schuhhändler in dritter Generation. In seinem Büro hängen Kunstdrucke und Fotografien vom Treffen mit dem spanischen König.

Alcoba diskutiert mit spanischen und marokkanischen Stadtvertretern über die Eröffnung eines weiteren Grenzübergangs. Wie die Ware schließlich durch die Lücken im Zaun gelangt, ist für ihn zweitrangig. Wie könnte man den Handel in Barrio Chino verändern? Alcoba antwortet mit

einer Gegenfrage: „Wer will denn daran etwas ändern?“

Ein Gespräch mit Enrique Alcoba Ruiz ist wie Schattenboxen. Fragen, die ins Leere laufen. Und Antworten auf nicht gestellte Fragen: Wer ist verantwortlich für das Chaos in Barrio Chino? Die Marokkaner, sagt Alcoba. Wer sollte ein Gewichtslimit für die Träger festlegen? Die Marokkaner. Wer sollte eine Grenzanlage bauen, in der sich die Menschen nicht ständig über den Haufen rennen? Für Schatten sorgen? Sanitäre Anlagen errichten? Nicht die Spanier, sagt Alcoba. „Das sind marokkanische Bürger, die nur zu uns kommen, um diese Arbeit zu verrichten und dann sind sie wieder weg.“

„Wenn man das jeden Tag mit ansieht, denkt man irgendwann, das sei normal. Aber das ist es nicht“, sagt ein Polizist

Alcoba ist der Meinung, dass am Ende alle von diesem Handel profitieren. 200 000 Menschen – Verkäufer, Transporteure, Wiederverkäufer – in und um Melilla und in Ceuta, der zweiten spanischen Exklave auf marokkanischem Boden. „Wenn das System zusammenbricht, wer gibt dann diesen Menschen Arbeit?“


Vermutlich würde der Grenzhandel nicht zusammenbrechen, wenn es am Grenzübergang Barrio Chino ein paar Toiletten, stabile Zäune und mehr Polizisten gäbe. Doch niemand scheint daran ein Interesse zu haben. Und so tragen weiterhin Menschen waschmaschinenschwere Packen auf ihren Rücken, sie werden weiterhin niedergetrampelt, verletzt. Einige Last-

enträger erzählen sogar, es habe auch Todesfälle gegeben.

„Wenn man das jeden Tag mit ansieht, denkt man irgendwann, das sei Normalität. Aber das ist es nicht. Es ist nicht normal“, sagt ein Polizist der Guardia Civil am Grenzübergang Barrio Chino. Mit zwölf Männern ist die Militärpolizei dort täglich im Einsatz. Das reicht gerade, um die meisten Schlägereien zu beenden und die Schwächsten in der Menge zu beschützen. Sie machen das Chaos erträglicher. Mehr bleibt ihnen nicht übrig.

Die Polizisten schwanken zwischen Aggressivität und Hilfsbereitschaft. Sie lassen zu, dass hinter ihren Rücken Alkohol über die Grenze geschmuggelt wird, verbinden Kopfwunden, schlagen mit ihren Knüppeln auf die Warenbündel, um Menschen auseinanderzutreiben. Einer von ihnen tritt Lastenträgern, die immer wieder versuchen, auf Schleichwegen die Schlange zu umgehen, mit gezücktem Messer entgegen. Manchmal durchschneidet er die Haltegurte ihrer Bündel, dann müssen die Träger umkehren und ihre Last neu bündeln. Der Mann hat eine Erklärung dafür, warum hier alles drunter und drüber geht. Er sagt: „Das sind Moslems, das Chaos liegt denen im Blut.“

Habiba Uardani ist wie immer sehr früh zum Grenzübergang gekommen. Es weht ein warmer Wind an diesem Tag, ein leichter Schweißfilm liegt auf ihrem Gesicht.

Sie lehnt halb versteckt hinter einem Transporter, aus Angst, die Guardia Civil könne sie ein paar Meter zurücktreiben. Habiba Uardanis Blick geht über die Menschenmenge. Eine Gruppe Lastenträger, die versucht, eine Polizeibarriere zu durchbrechen. Männer, die mit Gürteln auf Drängler einschlagen. Kreischende Frauen, die auf die Knie sinken. Für einen Moment sieht es so aus, als wolle Habiba Uardani nicht dazugehören. Sie zögert. Dann geht sie los. Mitten hinein. 

Wandlerinnen zwischen den Welten: Die Frauen gönnen sich eine Verschnaufpause, denn zunehmend müssen sie mit jungen Männern um die besten Plätze kämpfen

